Das Mondkaninchen

Vor einigen Jahren, oder vielleicht ist es auch schon eine ganze Reihe von Jahren her, lebte in einem Kinderheim ein kleiner Junge gemeinsam mit seiner Schwester und vierundfünfzig anderen Kindern. Sie stellten sich gern vor, wie ihr Leben aussehen würde, wenn sie erst einmal erwachsen waren, und sie erzählten einander, was sie dann alles unternehmen würden.

Der kleine Junge aber konnte nicht aufhören, davon zu träumen, schon vorher zu entkommen, denn die Angestellten des Waisenhauses behandelten die Kinder nicht freundlich. Zwar musste der Junge zugeben, dass immer genügend zu essen vorhanden war, und ihre Betten und ihre Wäsche waren immer sauber, aber wenn die Kinder etwas taten, das dem Kinderheimleiter missfiel, wurden sie geschlagen und mussten den Rest des Tages auf ihren Zimmern verbringen.

Einmal, so erinnerte sich der Junge, hatte er einen streunenden Hund mit ins Heim gebracht und versucht, ihn unter seinem Bett zu verstecken. Der Hund sah ausgehungert aus, und sein Fell war räudig, aber er hatte große braune Augen, die den Jungen mit liebender Bewunderung beobachteten. Am siebten Tag aber hatte einer der Angestellten des Kinderheims sein Haustier entdeckt und ihm weggenommen. Der Junge selbst war mit dem Gürtel des Angestellten geschlagen worden, und er hatte Angst, dass auch der Hund schlecht behandelt werden könnte.

Obwohl der Angestellte in den Augen des Jungen den Eindruck gemacht hatte, als hätte er den Hund in ein sicheres neues Zuhause gebracht, hatten die Schläge seinem Körper wie seiner Seele wehgetan. Und was noch viel schwerer wog: Seine Schwester hatte stundenlang geweint. Das war der Tag gewesen, an dem der Junge entschieden hatte, sobald wie möglich wegzulaufen.

Er wusste genau, was er tun würde: Er würde seine kleine Schwester und einen oder zwei ihrer Freunde mitnehmen und eine kleine Blockhütte in den Wäldern errichten, gerade geräumig genug für ein Bett, eine Feuerstelle und das Schaukelpferd seiner kleinen Schwester. Und natürlich würden sie einen Wachhund haben, der sie warnen würde, falls jemand kam, um sie zurückzubringen. Vielleicht würden sie sogar mit dem Hund wieder vereint sein, der ihnen weggenommen worden war.

Der kleine Junge war glücklich, wenn er sich seine Blockhütte vorstellte, weil er seine Schwester liebte, weil er den Geruch von Holz genoss und weil er den Wald mochte, der ihnen Schutz bieten würde. Und natürlich wusste er, dass seine Schwester ihr Schaukelpferd liebte. Deshalb wollte er es überhaupt mitnehmen. Und wenn er irgendetwas ganz sicher wusste, dann war es, dass jedes streunende Tier, das bei ihrer Hütte Schutz suchte, willkommen sein würde. Jederzeit.

Von derlei Dingen träumte der kleine Junge unablässig. Vielleicht möchtest du ja jetzt selbst kurz deine Augen schließen und dir die Hütte vorstellen... Sicher kannst du die Holzstämme riechen, aus denen die Wände errichtet wurden, den Duft der Bäume und anderen Pflanzen des Waldes draußen und das nasse Fell des Wachhundes, der gerade im nahen Teich ein Bad genommen hat! Ja, das war es, was der kleine Junge wollte: In Frieden leben und Mitgefühl umwandeln in Taten, die jedem halfen, auch dem kleinen Jungen selbst.

Jetzt aber stelle dir vor, dass der kleine Junge an einem riesigen Maisfeld entlangläuft. Die grünen Blätter haben bereits jene besondere Gelbfärbung erlangt, die den Hochsommer ankündigt, und die reichhaltigen Düfte der Erntezeit wabern in der Luft. Während der Junge einherspaziert, geht die Sonne langsam im Westen unter, wobei sie die Oberfläche der Erde auf der einen Seite mit einem friedlichen dunkelblauen Mantel umhüllt und mit einer glühenden Ahnung von Reinheit auf der anderen. Einige Zeit später erreicht der Junge den Saum eines Waldes, aber dabei handelt es sich nicht um jenen Wald, in dem seine Blockhütte steht.

Plötzlich wehen neblige Wolken über den Pfad. Hat er gerade eine Eule schreien gehört, oder handelte es sich bei jenem seltsamen Geräusch um eine Art Irrtum der Sinne, um eine Halluzination? Der kleine Junge begreift, dass all seine Sinne alarmiert und hellwach sind. Alles um ihn herum scheint sich in kleine Informationseinheiten aufzuteilen, wie einzelne Bilder, die er sich nacheinander anschaut: Der Nebel wird dichter. Eine Eule schreit weit entfernt, nur ein einziges Mal. Ein Kaninchen mit großen, freundlichen Augen kreuzt seinen Weg.

„Nun denn“, teilen die Gedanken des Jungen ihrem Urheber mit, „die Gegenwart von Kaninchen bedeutet immerhin, dass es hier keine Füchse gibt.“ Er hat Angst vor Füchsen, und er weiß wohl, dass große Kaninchenpopulationen nur in fuchslosen Gegenden existieren können. Genau in diesem Moment aber taucht ein Fuchs auf, der das Kaninchen verfolgt.

Der kleine Junge erschrickt bis in den innersten Winkel seines Herzens. Seine Furcht hat die letzte Tür durchschritten, hinter der der Zustand völliger Hilflosigkeit beginnt. Der Erdboden scheint zu zittern, und er rennt los, blindlings, durch die Wälder.

Auch seine Gedanken rennen: Er selbst ist jetzt in Sicherheit, aber der Fuchs verfolgt noch immer das Kaninchen. Der Junge weiß, dass er dem Kaninchen helfen sollte, und er möchte das von den Wurzeln seiner Menschlichkeit her. Aber wie soll er dem Kaninchen helfen? Und was wird, wenn er es tatsächlich tut, für den Fuchs an Nahrung übrigbleiben?

Ungefähr zwanzig ruhelose Sekunden später entschließt sich der Junge dafür, dem Kaninchen zu helfen, denn schließlich kann der Fuchs später immer noch ein anderes Tier jagen, aber es muss doch einen Grund geben, so denkt der Junge immer wieder, es muss ganz gewiss einen Grund dafür geben, dass er sich in genau diesem Moment an diesem Ort hier befindet und dass er das einzige Lebewesen ist, das helfen will. Hilf immer dem schwächsten Wesen, singt ihm eine Stimme, die zugleich von innen und von außen kommt, in sein Herz, und der Junge kehrt um.

Den ganzen Rückweg über widerspricht sich die Stimme in seinem Inneren selbst: Es ist gefährlich, ein wildes Tier zu berühren, komm ihm nicht zu nahe... Aber das Kaninchen wird sterben, wenn ich es nicht tue... Aber wenn ich es doch tue, wird der Fuchs nichts mehr zu fressen haben... Die Stimmen drehen sich so sehr umeinander im Kopf des kleinen Jungen, dass er mehr als glücklich ist, als er den Ort erreicht, an dem der Fuchs und das Kaninchen gewesen waren, und durch den Nebel hindurch erkennt, wie das Kaninchen in ein kaninchengroßes Loch springt, in dem es Schutz findet. Der Fuchs hat offenbar die Jagd aufgegeben, um anderswo nach Futter zu suchen, denn sein Schatten, der noch immer knappe fünfzig Meter entfernt sichtbar ist, bewegt sich von ihnen weg. Erleichtert wendet sich der Junge erneut herum, und er setzt seine Reise durch das Netz wattiger Wellen wässriger Lüfte fort, bis er an einen ganz besonderen Ort gelangt.

Vor dem Jungen liegt auf dem sumpfigen Boden ein leuchtendes Stückchen Licht. Staubteilchen tanzen auf dem Pfad, der von dort hinaufführt bis zum Mond, und die Augen des kleinen Jungen folgen diesem Pfad, ganz ohne dass er es ihnen befehlen müsste. Dort oben, in der Mitte des

Mondes, entdeckt er die Gestalt eines Kaninchens, das zwar auf dem Kopf steht, aber so aussieht, als sei es lebendig. Als der Junge sich sehr, wirklich sehr, darum bemüht, das Tier ganz genau zu betrachten, da scheint das Kaninchen sogar seine Augen zu öffnen und ihn zu beobachten. Der Junge atmet tief ein und seufzt, und dabei denkt er: „Das ist gut, immerhin gibt es keine Füchse auf dem Mond. Der Mann im Mond kann wenigstens auf sein Kaninchen aufpassen. Und mein Kaninchen wird heute Nacht ebenfalls in Sicherheit sein."

Genau in diesem Augenblick werden die Augen des Jungen aufmerksam auf einen blinkenden Stern, der ihm mit seinem einzelnen, leuchtenden Auge zuzwinkert. Plötzlich fühlt der Junge ein starkes Verlangen danach, seiner kleinen Schwester von der tiefverwurzelten Freude zu berichten, die langsam sein Herz erfüllt, und der Junge beginnt wieder zu rennen, aber er kann sich nicht bewegen – er versucht es, wieder und wieder...

Und dann wachte er auf.

Kurz davor zu weinen, während des verzweifelten Versuches, seine Tränen in seinem Inneren zu verschließen, weil er wusste, dass sie zu einem Ozean werden würden, sobald sie befreit waren, schlich er den endlosen Flur im zweiten Stock des Kinderheimes entlang. Keine Bilder, kein wie auch immer gearteter Schmuck sorgte dafür, dass die leeren Wände ein wenig einladender wirkten. Er sah nach links, sah dann nach rechts, und schließlich drückte er die Klinke herunter und öffnete die Tür zum Schlafsaal der Mädchen.

Vorsichtig, um die anderen Mädchen nicht aufzuwecken, schlich er auf Zehenspitzen ans Bett seiner Schwester, dann schüttelte er sanft ihren Arm. Sie erwachte, und er berichtete ihr von seinem Traum. Er legte ein wenig Stimme in sein Sprechen, denn er wusste, dass Flüstern nachts viel lauter sein kann als eine beruhigende Stimme.

Während er sprach, fiel Licht durch das Fenster, denn keine Fensterläden hielten es zurück. Dort draußen stand der Mond.

„Und dann war alles gar nicht wahr", weinte der Junge plötzlich, weil die Erinnerung so stark wurde. „Ich wachte auf. Es war alles nur ein Traum."

„Wieso nicht wahr?", fragte seine kleine Schwester. „Selbstverständlich war es wahr. Sieh dir den Stern dort drüben an! - Nein, nicht den da. Den darüber, jenen dort! Schau, er zwinkert uns zu! Das muss dein Stern sein, *unser* Stern, der dich gegrüßt hat, als du dich für das Kaninchen gefreut hast, meinst du nicht auch?"

Der kleine Junge betrachtete den Stern so lange, dass ihm der Zeitraum wie eine halbe Ewigkeit vorkam, und er besah sich das kleine glückliche Kaninchen im Mond, und danach ging er zurück in seinen Schlafsaal, jetzt vollständig getröstet. Sein alter Glaube an die Wunder der Welt erfüllte wieder sein Herz. Immerhin hatte er einen Freund am Himmel – er, und seine Schwester, und, natürlich, der Hund mit den großen, liebevollen Augen, der ihr Wachhund sein würde, einst, in der kleinen Blockhütte aus seinen Träumen.

A.S.
* * *